# Des Lootsen Weib.

Von Jonas Lie.
Aus dem Norwegischen von Marie Herzfeld.

(7. Fortsetzung.)

Nun begann Salve schrecklich ungeduldig zu werden; er sehnte sich, den ersten Streifen seines Vaterlandes zu erblicken, wie nach etwas, das zu erleben er für gar nicht möglich hielt, und ihm schien, daß sie mehr dahintrieben als segelten. Wieder hatten sie Sonnenschein und Windstille, und er ging auf und ab und murmelte zwischen den Zähnen und verwünschte den alten Holzschuh, welcher mit schlaffen Segeln da lag und brütete und nicht recht wußte, welches Ende er vorwärts setzen sollte.

Endlich tauchte der Streifen von Lindesnäs auf, und Salve däuchte es, daß keine palmenbewachsene Landzunge der südlichen Meere sich mit diesem Anblick messen könne. Allein hinterher packte ihn die Angst, was er wohl in Arendal von Elisabeth werde hören müssen, und seine Ungeduld und Ruhelosigkeit machte die Leute an Bord fast glauben, daß der Engländer im Kopfe eine Schraube los habe.

Endlich schlug die Stunde der Erlösung, indem ein Lootsenkutter aus Arendal sich näherte.

Am Abend, nach Anbruch der Dunkelheit, kam er dort in Madame Gjers' elendes Logirhaus und mußte bis zum nächsten Morgen warten, ehe er seine Geburtsstadt wieder erblicken konnte.

* * *

Der folgende Tag war ein Sonntag. Ein unbeschreibliches Festgefühl überkam ihn, als es einläutete und er die Einwohner der Stadt, aus allen Ständen, die Kleinen und die Großen, still und geschmückt durch durch die Straßen hinauf zur Kirche wandeln sah. Es war alles Fromme und Reine, an das er geglaubt, als er noch vertrauensvoll nnd froh, und leicht zu täuschen war, das nun an ihm vorbeizog, bis sich seine Augen mit Thränen füllten und er nicht mehr sehen konnte.

Die meisten dieser Gestalten erkannte er wieder, darunter auch Elisabeth's Muhme, welche er mit dem Gesangbuch und dem weißen, zusammengefalteten Sacktuch in der Hand einsam hinaufgehen sah.

Salve konnte der Lockung nicht widerstehen, sich den Gehenden anzuschließen; doch hätte er es kaum gewagt, wenn er nicht darauf gebaut hätte, unerkannt zu bleiben.

Ihm fast zur Seite ging eine anständige Familie, er wußte recht wohl, wer es sei, mit ein paar hübschen, hellgekleideten Töchtern, die inzwischen herangewachsen, und einem jüngeren Bruder, dessen er sich nicht entsann. Sie schienen den ausländischen, dunkelbärtigen Seemann mit den feinen Kleidern und der patentirten Goldkette mit Neugier zu betrachten und er hinwieder dachte, daß sie vor ihm zurückfahren würden, wie vor einem Wolf, der unter sie gerathen, wenn sie eine Ahnung von dem Leben hätten, das ihm schon alltäglich geworden—nur einen halben Tag der Existenz auf einer dieser ruchlosen Schiffsbacks kennten, auf welchen Salve Jahre zugebracht hatte. Erzählte man ihnen davon, sie würden es nicht verstehen, und sogar die Erzählung wäre zu unrein für ihre Ohren.

Still folgte er dem Menschenstrom, und ihm war, als zeugten all' die sonnenbestrahlten Häuser seiner Vaterstadt wider ihn und fragten, ob denn der Marsgast von „Star and Stripes" ein Recht habe, in die Kirche zu gehen, und als er eintreten wollte, bedurfte er seiner ganzen Selbstbeherrschung; ihm schien, als entweihe seine Gegenwart das Heiligthum.

Er setzte sich auf den hintersten Stuhl neben die Thür und fast wie im Traum sah er die Anderen an sich vorübergehen; sie kamen ihm alle wie reinere Wesen vor.

Die Orgel erbrauste; man stimmte den Psalm an und er saß, mit dem Kopf in den Händen, überwältigt im Kirchenstuhl und schluchzte verstohlen.

So saß er während des größeren Theiles des Gottesdienstes, ganz unfähig zu denken. Sein Leben zog an ihm vorüber. Bild um Bild. Scene für Scene. Als Kind und als Jüngling hatte er die Kirche besucht, wie die Anderen; — und in welchem Zustand kehrte er nun wieder? Als Einer, welcher mehr in Mord und Gotteslästerung gelebt, als die ganze Gemeinde zusammen sich nur vorstellen vermochte — im Innersten des Glaubens beraubt, welchen er doch einmal besessen.

Zuletzt blitzte eine bittere, gewaltsame Flamme in seinem Auge auf, denn er dachte an die Beiden, welche ihn so weit gebracht hatten, an Elisabeth und den See-Officier, und mit tiefem Haß für diesen in seinem Herzen verließ Salve wieder die Kirche.

Der Mann, welcher rasch und mit trotziger, aufgeregter Miene die Straße hinabschritt, war ein Anderer, als Derjenige, welche vor zwei Stunden denselben Weg so still hinaufgewandelt. In einem Paare, welches nun auch aus der Kirche kam, erkannte sein Auge Capitän Beck und seine Frau. Es war, als entzündete dieser Anblick seine Aufregung noch mehr, und er beschleunigte noch seinen Schritt.

Ehe er nach Sandvigen zu seinem Vater hinausfuhr, wollte er sich Aufschluß verschaffen, wie es sich mit Elisabeth verhielt, und zu diesem Zwecke seine Hauswirthin ausfragen.

Er erinnerte sich der kleinen, scharfen, glanzäugigen Madame Gjers recht wohl von früher her und wußte, daß sie wie eine Elster schwatzte und allen Stadtklatsch rapportirte.

Um diese Stunde war am Sonntag kein Besucher in der Stube; Salve saß ganz allein beim Tisch. Während die Frau im Begriffe stand, das Mittagsmahl aufzutragen und das Tischtuch vor ihm glättete, fragte er, ob des Capitäns Beck Sohn, der Marine-Officier, verheirathet sei.

„Ja freilich," versetzte sie, überrascht, ihn Norwegisch sprechen zu hören, „seit — lassen Sie mich sehen — etwa drei Jahren." — Sie blickte ihn, ihrer Sache gewiß, an. „Wer aber sind denn Sie? — Am Ende doch nicht gar Salve Kristiansen, welcher ...." Sie hatte ihn plötzlich erkannt.

Ihr Ton gab zu verstehen, daß an diesem Namen etwas Bedenkliches haftete, und daraus zog Salve den richtigen Schluß, daß er in Folge seiner Desertion übel beleumundet worden. Ganz trocken ergänzte er ihre abgebrochene Frage:

„Welcher in Rio de Janeiro dem Capitän Beck durchging — ja wohl."

„O, ich werde es Niemandem sagen," flüsterte sie geheimnißvoll und mit lebhaftem Interesse.

Obgleich Salve nicht glaubte, daß Capitän Beck ihn nun noch verfolgen werde, war jene Geschichte doch der Hauptgrund, aus dem er in Arendal unerkannt zu bleiben wünschte. Er antwortete mit einer Ironie, welche die Andere nicht merkte:

„Ihnen vertraue ich es an, Madam Gjers, weil ich weiß, daß Sie eine Frau sind, die niemals etwas ausplaudert." — Ihm schien, vielleicht mit Unrecht, daß sie schon wie auf Nadeln stand, hinauszukommen und die Neuigkeit Jemandem anzuvertrauen.

„Also ist der Marine-Officier verheirathet!" wiederholte er nun so für sich hin.

„Gewiß, schon seit langer Zeit. Die Hochzeit fand bei den Eltern der Braut statt; sie wohnen nun in Frederiksvärn."

„Elisabeth hat ja keine Eltern," bemerkte Salve etwas ungeduldig.

„Elisabeth!" — Die, welche zu Beck in's Haus kam? Ah, das ist eine ganz andere Geschichte," antwortete sie mit eigenthümlicher Betonung. „Nein, nein, der Lieutenant heirathete die Postmeisters-Tochter Marie Forstberg; das Andere war blos so eine Liebelei, es endete damit, daß sie nach Holland mußte, die Arme! Es hieß, dort habe sie einen Dienst gefunden."

„Wissen Sie darüber etwas Genaues?" fragte Salve scharf und mit solchem Ernst, daß die kleine Frau ihre Fassung verlor und die Nothwendigkeit fühlte, für ihre Worte einzustehen.

„Es ging zwar Alles geheimnißvoll zu, aber die Abreise geschah über Hals und Kopf. Die Sache ist ja leider bekannt genug, ja, man darf sagen, längst bekannt und wieder vergessen."

„Was ist bekannt?" nahm Salve unwillig wieder auf. „Hat sie Jemand gesehen, Madame Gjers?"

„Das nicht — weder ich noch sonst Jemand — die Becks wohnten damals den ganzen Herbst über ganz allein auf dem Lande, und das ist gerade ein Grund mehr, um zu —"

„Also wissen weder Sie noch die Anderen auch nur das Mindeste sonst von der Sache, als was ihr euch selbst zurechtgelegt," äußerte Salve bitter und mit Verachtung. Er folgte dem Drange, Elisabeth noch vor den Uebrigen zu vertheidigen, obgleich er selbst über sie leider im Herzen schon den Stab gebrochen hatte und sich elend, krank fühlte.

„Zufälligerweise habe ich Kenntniß von dem Hergang," log er, indem er ihr streng und scharf in's Gesicht sah, — „und," fuhr er auf und schlug heftig auf den Tisch, „ich esse keinen Bissen im Hause einer solchen Lästerzunge! Verstehen Sie, Madame?"—Mit einem: „Bitte, machen Sie sich bezahlt?" warf er mehrere Silberstücke auf den Tisch und lief hinauf, um selbst seine Schiffstruhe herabzuschleppen.

Madame Gjers erschöpfte sich in abschwächenden Redensarten; sie habe ja nur gesagt und geglaubt, was sie von allen Leuten in der Stadt gehört; aber Salve war unzugänglich; seine Kiste in einem Strick auf dem Rücken, schritt er die Straße hinab. Auf der Brücke setzte er seine Last ab.

Er hatte im Sinne, sich ein Boot für die Fahrt zum Vater hinüber zu bestellen, doch vorläufig blieb er auf der Kiste sitzen und starrte, in seine eigenen Gedanken versunken, auf den Hafen hinaus.

Und das Ende seiner Betrachtungen war, daß er die Hollandfahrt aufgab.

Er miethete ein Boot nach Sandvigen; doch während sie fuhren, ließ er den Ruderknecht plötzlich die Richtung ändern und auf der anderen Seite des Hafens beim Krahne anlegen. Er wollte mit Elisabeth's Muhme reden und sich volle Gewißheit verschaffen; — immerfort empörte in seinem Inneren sich etwas, das Schlimmste zu glauben.

Als er eintrat, erkannte die Alte ihn sogleich.

„Guten Tag, Salve!" sagte sie. „Bist lange fortgewesen — im fünften Jahr nun, wenn mir recht ist."

Er blieb mit düsterer Miene stehen und beachtete ihre Einladung zum Niedersetzen nicht.

„Ist es wahr, daß Elisabeth — derart von den Becks weg—nach Holland kam?"

„Wie derart?" fragte sie kurz. Ihr Gesicht wechselte die Farbe.

„So wie die Leute es sagen", antwortete Salve mit bitterem Nachdruck.

„Ja, wenn die Leute etwas sagen, dann muß ein Mensch wie du es glauben," bemerkte sie spottend. „Ich begreife nur nicht, wozu du herkommst und ihre alte Muhme frägst, wenn du so viele glaubwürdige Zeugen hast! Uebrigens kann die Muhme dir ganz was Anderes erzählen, mein Junge, und sie thäte es nicht, wenn sie nicht meinte, daß das Mädchen noch an dir festhält, trotz all' der Jahre, welche du Gott weiß wo in der Welt herumgetummelt. Ich kenne ihre Natur, wenn du es wissen willst. Eines Nachts flüchtete sie sich wirklich von den Becks und kam des Morgens hierher; aber sie that es um deinetwillen, weil sie den See-Officier los werden wollte. Madame Beck hat ihr nach Holland verholfen, weil man sie nicht zur Schwiegermutter mochte."

Ein Strahl wilder Freude zuckte in Salve's Antlitz auf; doch gleich verfinsterte es sich wieder.

„War sie denn nicht mit dem Marine-Officier verlobt?" fragte er.

„Ja und nein," artwortete die Alte bedächtig, um nicht eine Haaresbreite von der Wahrheit zu weichen; „sie ließ sich verleiten, ihr Ja zu geben; doch floh sie aus dem Hause, weil sie ihn nicht haben wollte; mit Thränen in den Augen gestand sie mir, daß sie es bereue, dir „Nein" gesazt zu haben."

„So war also die Geschichte," sprach er ironisch, „also „Ja" und „Nein"! Die Becks mochten sie nicht zur Schwiegertochter und practicirten sie aus ihrem Hause nach Holland, und—da wollt Ihr mich glauben machen, daß sie meinetwegen ging!?"—Er fügte niedergeschlagen bei, indem er den Kopf schüttelte: „Gott weiß, ich möchte es glauben — für mein Leben gern es glauben — jedoch ich kann nicht, Mutter Kirstine! — Ihr seid ihre Muhme und wollt natürlich —"

„Ich fürchte sehr, dies ist dein Unglück, Salve," unterbrach die Alte ihn streng, „daß du Niemandem auf dieser Erde vollkommen zu trauen vermagst; darum bleibst du auch immer am Geschwätz der Leute und am Zweifel hängen. Aber mit solchen Gedanken, wie du sie zeigst, hast du vor meiner Thür nichts mehr zu suchen. Nur um Eines will ich dich noch bitten," sprach sie mit mildem, eindringlichem Ernst in dem klugen, kräftigen Gesicht, „daß du es nie probirst, dich Elisabeth zu nähern oder sie zu gewinnen, so lang du eine Spur von diesem Zweifel an ihr in deinem Herzen trägst — das könnte nur zu euer Beider Unheil führen."

„Lebt wohl, Mutter Kirstine!" sagte er überwältigt und suchte zum Abschied nach ihrer Hand; doch sie entzog sie ihm und wiederholte blos:

„Vergiß mir's nicht; eine alte Frau, die in der Welt gar Mancherlei gesehen, gibt dir den Rath!"

Nachdenklich saß Salve im Boote, während er sich zu seinem Vater nach Sandvigen hinausrudern ließ. Unterwegs entschloß er sich, doch an seinem Plan mit der Hollandfahrt festzuhalten.

## XVIII.

An einem hellen Octobertage treffen wir Salve als Schiffer auf der Brigg (Eine Brigg hat zwei Masten, Fockmast und Großmast, welche mit Marsen und Raaen getakelt sind) „Apollo" wieder draußen auf der See. Er führte eine Bauholzladung nach Pürmurende.

Als er erst seine Seemanns-Eitelkeit beiseite gesetzt, war er mit seinem alten, aus den Fugen gegangenen Fahrzeug recht wohl zufrieden — schon deshalb, weil es sein Fahrzeug war. Die Besatzung bestand Alles in Allem aus sieben Mann aus Tromö und Notterö, wo er selbst seinen Aufenthalt genommen.

Die Leute hielten dafür, daß sie zu einem strengen Mann an Bord gekommen seien; doch zugleich merkten sie, daß er sie auch anständig behandle. Sie hatten schon Mancherlei erfahren, allein nun sahen sie gleich bei der ersten Fahrt, daß sie mit einem unglaublichen Wagehals segelten, dessen einziges Trachten darauf gestellt war, vorwärts zu kommen und möglichst viele Touren zu machen, ehe das Eis gegen die Weihnachtszeit hin der Geschichte Einhalt gebot. Er segelte in schwerem Sturm aus, und auf die geäußerten Bedenken antwortete er nur in aller Munterkeit, dazu sei der Wind ja da, um mit ihm vorwärts zu kommen.

Der „Apollo" ging mit einem halben Schleier unter Segel und Nils Buvaagen saß beim Steuerrade. Salve hatte ihn in Arendal wieder getroffen und ihn überredet, mitzufahren.

Was ihn an diesem Manne besonders fesselte, war die unerschütterliche Heiterkeit und Liebe, mit welcher Nils Weib und Kind umfaßte; kaum gönnte er sich die Rationen an Bord. Oft stand Salve bei ihm und lauschte seinen naiven Erzählungen von den Widerwärtigkeiten, welche er durchgemacht, und deren waren viele.

Der rauhe Capitän, welcher von Sentimentalität so weit entfernt schien wie von dem Monde — der Capitän beneidete seinen Rudergast; er dürstete nach der Herzlichkeit, welche dieser Mann besaß und brütete beständig darüber, daß er dies auch hätte haben können — wenn er nur treuherzig-dumm genug gewesen wäre, Alles zu glauben, dachte er, im Innern bitter lachend. Aber leider war er nun einmal nicht blind geboren. Elisabeth hatte — dies war mehr als bewiesen — ihre beste und erste Empfindung dem Marine-Officier geschenkt und nachher, ja, nachher war er vielleicht gut genug.

Mehr als sonst hatte er das nagende Gefühl, wie niedrig und häßlich seine Denkart sich gegen die jenes Mannes ausnahm, in dessen Gemüth sicherlich alles das emporgestiegen wäre, was Elisabeth zu Gunsten gesprochen hätte; er bewunderte den einfältigen Nils, welcher so ruhig reiste und so heiter heimkam, ohne daß auch der mindeste Zweifel in sein Herz schlich. Er stellte sich denselben vor, wie er mit einer gewissen Würde in seinem Hause saß, ein Kind auf jedem Knie, während die übrigen an ihm herum gingen und kletterten.

Solche Betrachtungen beschäftigten ihn, während er ungewöhnlich langsam und oft stehen bleibend auf der Decklast auf- und abging; und dieser Gedanke warf einen Schimmer auf sein Gesicht, als er sich entschloß, von Pürmurende nach Amsterdam zu gehen, um Elisabeth zu sehen.

## XIX.

Der Schiffer Garvloit, zu welchem Elisabeth gekommen, bewohnte jene belebte Straße, welche zu den Amsterdamer Docks hinabführt. Die Häuserreihe besteht aus drei- bis vierstöckigen Gebäuden in dem herkömmlichen holländischen Styl, mit grünen Jalousien und engen Eingangsthüren mit polirten Messinghämmern. Auf der anderen Seite zieht der Canal mit seinen verschiedenen Brücken durch die Stadt, ganz erfüllt von allerlei Smacks, Schuyten und kleineren Kuffs, welche abgeladen werden.

Madame Garvloit, eine kränkliche Frau mit vier halberwachsenen Kindern, fand immer mehr eine Stütze in der gesunden und starken Natur des Mädchens, welches ihr so glücklich in ihrer Bedrängniß zum Ersatz gekommen, und nachsichtig schickte sie sich in die vielen Eigenheiten von Elisabeth's Wesen. Ein eigener Ernst machte diese für ältere Leute anziehend; andererseits konnte sie im Spiel mit den Kindern wild und ausgelassen sein; oft ging es mit Elisabeth an der Spitze in einem Kehraus Treppe auf und Treppe ab, so daß Madame Garvloit manchesmal gern Einhalt gethan hätte. Zu anderen Zeiten war das Mädchen wieder den ganzen Tag so gedankenvoll und wortknapp, daß man glauben mußte, sie leide an Heimweh.

Diejenigen Herren, welche in's Haus kamen — ein eleganter Commis aus einem der großen Comptoirs der Stadt, der ein bischen den Mynherr spielte, und ein hellhaariger, rothwangiger Schifferssohn aus Blieland — waren Beide Garvloit's Verwandte. Obgleich Elisabeth selbst in ihrer selbstvergessenen Geradheit ihnen gegenüber die conventionellen Formen nicht zu kennen schien, so hatten diese doch bald gemerkt, daß es etwas gab, was ihnen verbot, sich dem jungen Mädchen über den Strich hinaus zu nähern, welchen es selbst ihnen zog. Aus Elisabeth's Wesen schimmerte etwas Ernstes, nahezu Gebieterisches, dem sie sich unterworfen fühlten; allein gerade dies machte sie um so einnehmender, wenn sie scherzte und ihr ausdrucksvolles Gesicht in übermüthiger Laune strahlte.

Die beiden jungen Leute kamen regelmäßig jeden Sonntag, waren auf einander überaus eifersüchtig, überboten sich bei jeder Gelegenheit und hatten Beide die bestimmte Empfindung, daß sie vergeblich seufzten.

Als Schiffer Garvloit im nächsten Herbste heimkehrte, erzählte er, daß Marine-Lieutenant Beck sich mit der Tochter des Postmeisters von Arendal, mit Marie Forstberg, verlobt habe, und er überbrachte Elisabeth die Grüße der Braut. Die Hochzeit sollte im Frühling stattfinden.

Diese Nachricht verursachte große Freude; denn oft hatte es schwer auf Elisabeth gelegen, daß Beck um ihretwillen vielleicht unglücklich war; sie urtheilte eben nach ihrem Gefühl für Salve. Es war wie ein stiller Festabend für sie, als sie um die Bettzeit in ihrem Zimmer allein beim Fenster saß und über den Canal mit seinen Schiffen hin in den ruhigen Mondschein hinein sah. Sie dachte an ihre Freundin; deren Grüße sagten ihr, daß jene nichts von ihrem Verhältniß zum Lieutenant wußte; sie fühlte sich erleichtert, so erleichtert, daß dieser Sache nicht tiefer genommen. Ein Lächeln, welches ihre Lippen umspielte, zeigte aber gleichzeitig, daß er nach seinem Werthe gewogen wurde, und während der Mond den gelben Fensterrahmen auf die Wand über ihrem Bette zeichnete, glitten ihre Gedanken den Weg, welchen sie am liebsten erwählten — hinaus in die Welt zu Salve.

So saß sie mit dem dichten, aufgelösten Haar über die wohlgeformten Schultern, zusammengesunken und geistesabwesend da. Der Ausdruck ihrer Züge wurde stets trauriger; hie und da lief ein Zucken über ihr Gesicht. Es kam manchesmal so bitter schwer über sie, daß durch ihr Verschulden Salve in die weite Welt gezogen und ein verzweifelter Mensch geworden—dies war ein nagender Kummer, dem sie stets zu entgehen suchte, und bei welchem sie doch wieder so gern verweilte. In ihren Träumen sah sie ihn, unglücklich und stolz, das bleiche Gesicht mit den scharfen, klugen Augen haßerfüllt nach ihr gerichtet, die Alles verursacht.

Ihr schwebte der Gedanke vor, als Matrose verkleidet in die Welt zu ziehen und ihn aufzusuchen. Doch fand sie ihn dann, so wußte sie, sie würde vor Scham sich ihm nicht zu zeigen getrauen; denn sie hatte so gut wie einem Anderen gehört, und um nichts auf Erden wollte sie in seinen Augen eine harte Zurückweisung lesen.

Sie schluchzte krampfhaft, das Haupt auf den Arm gelegt, bis sie endlich einschlief.

Drei Jahre war Elisabeth in Amsterdam, als Garvloit bei Amland sein Fahrzeug verlor. Mit diesem verlor er auch den größeren Theil seines Eigenthums und, was am ärgsten war, zugleich die Aussicht, ferner als Schiffer sein Brot zu erwerben; denn ihm fehlten die Mitel, sich ein neues Schiff zu kaufen.

Im ganzen Hause herrschte eine gedrückte Stimmung, und Elisabeth, welche einsah, sie müsse dasselbe nun verlassen, war sehr betrübt; denn sie hatte diese Menschen liebgewonnen.

Der dicke, unbeholfene Garvloit war auffallend abgemagert. In Hemdärmeln ging er umher und fächelte sich mit einem Batisttaschentuch—ob aus Bekümmerniß oder nur wegen der Sommerhitze, war nicht leicht zu sagen. Er erinnerte an irgend ein kurzbeiniges Seethier, an eine Robbe oder ein Walroß, das auf's Land gekommen.

Eines Tages hatte er einen Einfall, welcher offenbar immer tiefere Wurzel faßte, denn er ging den ganzen Nachmittag, sich überaus unruhig fächelnd, auf und ab.

Es handelte sich darum, ob es nicht thunlich war, ein Wirthshaus für Seeleute zu errichten. Sein Haus lag ungemein günstig, gerade beim Dock. Unten konnte man die Matrosenstube haben und oben war ein Saal, worin sich die Schiffer und Steuermänner aufhalten konnten. Zimmer hatten sie ja genug.

Doch erwähnte Garvloit nichts, ehe die Sache bei ihm ganz beschlossen und abgemacht war. Da trat er eines Tages mit einer Rolle gedruckter Placate und mit einem großen Brett vor seine Frau.

„In des Himmels Namen, was ist das, Garvloit?" fragte sie.

Garvloit drehte mit einer gewissen Feierlichkeit das Brett um, ohne ein Wort zu sagen. Da stand mit großen vergoldeten Buchstuben zu lesen:

„Zum Stern!"

Er sagte mit Nachdruck:

„Das ist unser neuer Lebensweg, Frau! Im nächsten Monat hängt dieses Schild vor unserer Thür; die Placate werden im Hafen unten angeschlagen und auf den Schiffen vertheilt; Garvloit liegt noch nicht darniedergestreckt, das siehst du!" endete er, ein wenig stolz auf seine Idee. Und nun erklärte er, er selbst wolle der Wirth sein und Elisabeth werde ihm das Ganze führen helfen.

Madame Garvloit machte nur eine schwache Einwendung.

„Du weißt ja, du verträgst kein Bier, mein Freund!"

Einen anderen Einwurf, nämlich, was man in Norwegen sagen würde, wenn man hörte, daß ihr Mann zu einem einfachen Gastwirth herabgesunken, behielt sie wohlweislich für sich. Die Hauptsache war, daß er einen neuen Erwerb fand, und dann hatten sie den großen Trost, Elisabeth behalten zu können. Den letzten Rest ihrer Eitelkeit gab sie Ausdruck, indem sie zu Elisabeth äußerte, daheim kenne man nicht Millionäre in Holzschuhen wie in Holland, und ihr Mann fand sie viel eifriger, als er erwartet hatte. Er war gewöhnt, sich auf ihren größeren Verstand zu stützen und hätte sich sehr übel zu Muthe gefühlt, wenn sie gegen die Sache gewesen wäre.

Also kam es, daß in der von Handel erfüllten Straße am Canal eines Montagmorgens ein vergoldetes Schild auf blauem Grunde mit den Worten: „Zum Stern" über einer der Eingangsthüren prangte.

Der „Stern" war zur günstigen Stunde auf günstiger Stätte errichtet worden. So gut wie augenblicklich sammelten sich Gäste aus den Schiffen, welche im Hafen lagen, sowohl in der unteren wie in der oberen Stube, so daß man auf stets wachsenden Zuspruch hoffen durfte.

Garvloit präsidirte gern selbst in der reinlichen Stube hinter dem Schanktisch, auf welchem eine Menge Steinkrüge mit Zinndeckeln aufgepflanzt standen, während rückwärts an der Wand aus einem Kästchen mit geschnittenem Rauchtabak lange und kurze holländische Kreidepfeifen staken, von welchen jedem Gaste zugleich mit dem sonstig Verlangten eine neue, frisch gestopfte dargereicht wurde. Unter dem Tische verborgen, der die Steinkrüge trug, lag die Biertonne mit ihrem blanken Hahn, unter welchem ein Gefäß den abträufelnden Schaum aufnahm, sowie auch, nach der reinlichen holländischen Sitte, überall sandgefüllte Spucknäpfe in Ueberfluß umherstanden. Die Borden über dem Schanktisch trugen in Reihen eine ganze Apotheke von Bouteillen und Krügen mit Spirituosen, darunter eine Partie schwarzgrüner holländischer Geneverflaschen.

Elisabeth hatte als Haushälterin genug zu thun und befaßte sich mit der Aufwartung nur dann, wenn für die Gäste oben etwas Besonderes arrangirt werden sollte. Doch hie und da kam sie auch zu irgend einem Zwecke oder um sich zu vergewissern, daß nichts mangelte, in die untere Stube, und der Ruf ihrer Schönheit trug nicht wenig zum guten Besuche des „Sterns" bei.

Die Norweger, welche mit Balken nach Amsterdam kamen — die meisten löschten freilich in Pürmurende oder Alkmar schon ihren größten Durst—hielten sich unverbrüchlich an den „Stern". Elisabeth sprach mit ihnen oft um der Landsmannschaft willen, und wenn sie hörte, daß Jemand von ihnen auf einer Weltreise gewesen, so fragte sie wohl leichthin und wie gelegentlich, ob er von einem Seemann ihrer Bekanntschaft gehört, er hieß Salve Kristiansen und war aus Arendal.

In Elisabeth's Natur lag eine tüchtige Portion Energie, und hier im Hause, wo eigentlich sie Alles lenkte, ward diese ihres Wesens nur noch mehr entwickelt. Die Kraft und die bestimmten Ansichten gaben diesem jungen Mädchen oft etwas Starres und Störrisches, und manchesmal kam es, daß Elisabeth Madame Garvloit zu mächtig schien.

In Zeiten wortkarger Laune, wo sie meist fieberhaft thätig war, ließ sie in der Eile leicht die Rücksicht außer Acht, welche sie ihrer Brotherrin schuldig war, und setzte ohne Weiteres ihre Anordnungen beiseite.

Doch äußerte Madame Garvlott in ihrer zurückhaltenden Art nichts über diesen Punkt; nur das warf sie ihr vor, daß sie den Commis von oben herab und unhöflich behandle.

Elisabeth antwortete, er langweile sie, aber Madame Gravloit meihte streng, ein junges Mädchen müsse so viel Lebensart haben, dies nicht zu zeigen. Die Wahrheit zu gestehen, ermangelte auch Elisabeth nicht wenig der Lebensart; sie legte sich ungern Zwang auf und fand es überhaupt dumm, daß man thun solle, als fände man unterhaltend, was eigentlich langweilig sei.

* * *

Eines Vormittags, als Elisabeth im Hause sehr viel zu ordnen hatte, ging sie hastig durch die Wirthsstube. An einem kleinen Tische saß ein bärtiger Mann in blauer Düffelspeejacke. Vor ihm stand ein Krug mit noch nicht berührtem Bier.

In der Eile hatte sie den Eindruck, als wäre er ein Steuermann oder Capitän; allein etwas an ihm mußte ihre Aufmerksamkeit erregt haben, denn in der Thür wendete sie sich noch einmal um und sah nach ihm hin, ehe sie hinausging. Er war ganz bleich.

Als sie draußen vor der Thür stand, wußte sie, dies sei Salve gewesen, obgleich sie sich ihn immer als einfachen Matrosen gedacht hatte. Bebend stand sie da und arbeitete in tiefster Erregung an der Thürklinke, offenbar mit sich berathend, ob sie es wagen solle, noch einmal hineinzugeheu. Sie drückte auf die Handhabe mit dem Bewußtsein, dieselbe müsse niedergehen, ehe sie eigentlich mit ihrem Entschlusse fertig war. Die Thür öffnete sich wieder, und mit niedergeschlagenen Augen, schritt Elisabeth durch die Stube. Als sie an Salve vorbeikam, neigte sie ganz leise, als wie zum Gruße, den Kopf.

Schon näherte sie sich dem entgegengesetzten Ausgang, als sie ein unterdrücktes bitteres Lachen hinter sich vernahm.

Da wendete sie sich urplötzlich mit stolzer Miene um und blickte ihn an.

„Guten Tag, Salve Kristiansen", sagte sie fest und ruhig.

„Guten Tag, Elisabeth!" antwortete er etwas heiser und erhob sich voll Verwirrung.

„Liegst du mit deinem Schiff hier in Amsterdam?"

Er setzte sich wieder; denn etwas an ihr verbot jede Annäherung.

„Nein—in Pürmurende—ich kam blos hierher, um—"

„Du fährst also jetzt mit Holz?"

„Ja, Elisabeth," wagte er in einem Tone zu sagen, der viel ausdrückte.

Doch nun grüßte sie auf die gleiche stolze Art und ging hinaus.

Salve saß eine Weile mit zusammengepreßten Lippen und schaute vor sich hin. Als sie sich zum erstenmale in der Thür umgewendet, da hatte er gefühlt, daß sie wieder hereinkommen werde; aber er hatte eine ganz andere Scene erwartet. Seine Natur war nicht wenig tyrannisch geworden. Was er am allerwenigsten vertrug, war Unterwürfigkeit, und wie sie nun so still, demüthig hereinschritt, mit der Erkenntniß ihres schweren Unrechtes in's Gesicht geschrieben, da fühlte er sich plötzlich mit verzehrend bitterer Lust auf dem Richterstuhle.

Erst wollte er sie zerknirscht vor sich sehen, dann ihr vergeben und sie mit der ganzen Leidenschaft seiner Seele lieben.

Allein in dem Augenblicke, als sie an der Thür stand, das so edel getragene Haupt in unterdrückter Kränkung bleich erhoben, und sie so ruhig sprach, da hatte er empfunden, daß er nun weiter von ihr entfernt war als zur Zeit, da er noch auf der anderen Hälfte der Erde fuhr.

Salve fühlte verzweifelten, schmerzvollen Grimm über sich. Wie war sie schlank und stolz! Und er selbst? Welch' ein kleinlicher, elender Mensch!

Nach dieser letzten, bitteren Abrechnung setzte er den Krug, an welchem er in Gedanken herumgearbeitet, hart auf den Tisch und rannte zur Thür hinaus.

Den größten Theil des Nachmittags wanderte er beim Hafen auf den Steinquais herum und brütete finster über einem Beschluß. Eine Weile blieb er stehen, sah über die Schiffe hin, und seine Miene nahm den Ausdruck der Schwermuth an. Sein geübtes Seemannsauge erkannte am Aeußeren, womit jedes einzelne Schiff fuhr. Jenes plumpe, von See und Sonne hart mitgenommene Fahrzeug, das so hoch aus dem Wasser ragte, dessen Kupferhaut voll Grünspan und von Muscheln verunreinigt war und dessen Klüsen (Klüse = die mit Eisen ausgefütterte Oeffnung, durch welche die Ankerkette in den Bug des Schiffes führt) die Ankerkette rostgelb gefärbt hatte, führte Kaffee aus Java, das nächste, dessen Seiten bei den Luken durch das Löschen der Ladung tiefe Riefen bekommen, ging mit schweren Eisenwaaren und Stückgut über den Ocean; das dritte, dessen Rumpf von grauweißem Seesalz starrte, brachte Zucker und Rum aus Westindien; ein viertes, welches so untersetzt breit und festgezimmert, mit seinen aufgebraßten, dicken Raaen und der Tonne im Maste da lag, war ein von Spitzbergen heimgekehrter Walfischfänger. Salve dachte an die langen Furchen, welche jedes von diesen Schiffen im Meere zog — an das wurzellose, umherschweifende Leben an Bord, und mit tiefer Angst empfand er, daß er nahe daran war, in dies Treiben zurückgeworfen zu werden. Es beruhte nur auf Elisabeth, und seine Hoffnung war so gering!

Salve's Natur quälte nichts mehr als ein Aufschub; als er sich daher zum Weitergehen anschickte, war er halb entschlossen, sein Schicksal sogleich entschieden zu sehen.

Während er in diesen Grübeleien sich der Brücke näherte, fand er doch einen Grund, zu zögern — und er dachte mitten in seinem inneren Aufruhr sehr kaltblütig — den nämlich, daß der unglückliche Eindruck, welchen er gemacht, Zeit brauche, um sich zu verwischen.

Es war ein herbstlich grauer, nebeliger Tag gewesen; allein nun klärte sich der Himmel, und als Salve über die Brücke ging, warf die Nachmittagssonne plötzlich ihre Strahlen glitzernd auf die Glasscheiben der Häuser in der Canalstraße. Und Elisabeth stand beim offenen Fenster; — auch sie hatte heute das Bedürfniß, mit ihren Gedanken allein zu sein.

Salve bemerkte sie und blieb einen Moment in stummer Betrachtung der Gestalt stehen, welche sich herausbeugte.

„Dies gesegnete Haupt ist mein!" rief er unwillkürlich laut und mit Leidenschaft aus. Blitzschnell sprang er den kurzen Weg die Straße hinan und bei Garvloit's Hausthür hinein.

Elisabeth hörte hinter sich die Thür des Zimmers sich öffnen. Als Salve so unerwartet vor ihr stand, sank sie in den Stuhl zurück; doch sie erhob sich rasch und mit entsetzter Miene, als habe sie einen Feind vor sich.

„Elisabeth," sprach er leise, „willst du mich wieder in die weite Welt hinausschicken? Gott weiß, wie ich da zurückkomme!"

Sie antwortete nicht, sondern stand steif und bleich und sah ihn an; es war, als vergäße sie den Athem einzuziehen und warte blos auf das, was er noch sagen würde.

„Werde meine Frau, Elisabeth!" bat er; „so will ich wieder ein guter Mensch werden! Welch' ein abscheulicher Geselle ohne dich aus mir geworden, das hast du ja heute Morgen zur Genüge gesehen."

„Gott weiß es, Salve," antwortete sie, während Thränen der inneren Erregung, welche sie zu beherrschen suchte, ihr aus den Augen stürzten, „Gott weiß, daß du allein mein Herz besessen hast, auch damals, als ich mich selbst noch nicht kannte — aber erst muß ich in voller Wahrheit hören, was du von mir denkst."

„Dasselbe, was ich von Gottes Engeln denke, Elisabeth!" sagte er innig und wollte ihre Hand ergreifen.

„Weißt du auch, daß ich einmal — im Begriffe war, mich mit dem jungen Beck zu verloben?" fragte sie erröthend, doch mit unverzagtem Blick. „Damals verstand ich mich nicht auf mich selbst, sondern dachte blos an Tand und Flitter, bis ich mich vor dem Ganzen flüchtete."

„Rede nicht davon, theure, geliebte Elisabeth! Deine Muhme hat mir das Alles erzählt!"

„Und du hast in deinem Innern keinen Zweifel gegen mich? Denn so etwas wie heute Vormittags will ich nicht ertragen, Salve — kann es nicht, verstehst du wohl?" sagte sie mit bewegter Stimme, indem sie ihm mit tiefer Ueberzeugung vertraulich in die Seele hineinblickte.

„Zweifel? — Gegen dich?" Er legte ihre Hand auf sein Herz. In diesem Moment fühlte er sich sicher, daß ihr Sinn nie wirklich nach dem Marine-Officier gestanden.

Ueber ihr Gesicht zog ein unsäglich strahlender Schimmer von Glück; sie sahen sich einen Augenblick an und Salve schlang seine Arme um sie.

So standen sie, als wollten sie einander nie mehr loslassen, Wange an Wange, sprachen nicht, dachten nicht. Möglich, daß sich etwas Krampfhaftes in diese Liebe mischte — noch etwas Mißtrauen in die glückliche Wirklichkeit, instinctive Angst, sich wieder zu verlieren.

Sie standen mitten in Garvloit's Wohnstube — und mitten in der Thür stand der dicke Garvloit, ganz verdutzt über das Schauspiel vor sich. Er sah ganz hilflos aus und machte mit seinen kurzen Armen ein paar Fuchtelbewegungen, als ob er die Erscheinung verjagen wollte.

Keines von Beiden hatte gemerkt, daß die Thür geöffnet worden war. Endlich fiel Elisabeth's Blick auf den Hausherrn, und nicht mit Verwirrung, sondern im heftigen Drange, ihr Glück mitzutheilen, rief sie:

„Das ist mein Liebster!"

„Das ist also dein Liebster?" sagte er ganz entsetzt und wich rathlos einen Schritt zurück.

„Mein Name ist Salve Kristiansen, Schiffer auf dem „Apollo"! setzte Salve hinzu, ohne sie loszugeben; Alles um ihn herum schien ihm geringfügig.

Inzwischen hatte Garvloit einen Ausweg gefunden. Er wendete sich um und rief mehrere Male und immer lauter: „Andrea! Andrea!" — und da seine Frau nicht kam, so stolperte er, für seine Corpulenz sehr hurtig, die Treppe hinab. Doch beim untersten Absatz blieb er stehen und starrte vor sich hin.

Als Madame Garvloit, welche erst eine Arbeit beiseite zu legen hatte, endlich herankam, war sie überrascht, ihn so nachdenklich, ja, so offenbar bekümmert dastehen zu sehen, und verwundert fragte sie, was denn los sei.

„Ruinirt bin ich!" sagte er traurig.

Sie sah ihn an, ohne den Sinn seiner Worte zu fassen; doch merkte sie, daß es etwas recht Schlimmes sei.

„Elisabeth sitzt da droben als Braut eines Schiffers, Gott weiß wer," sprach er langsam. „Kannst selber nachschauen." Und dann kam nach einer Pause mit tiefem Seufzer die eigentliche Ursache seiner Bekümmerniß: „Wer wird nun das Haus führen? Nie finde ich auf der Welt Jemanden wie Elisabeth!"

Madame Garvloit dachte rascher als ihr Mann. Sie ging an ihm vorbei die Treppe hinan und erhielt durch ihre eigenen, überraschten Augen Aufschluß über die Sache.

„Ich habe ihn schon gekannt, als ich noch ein kleines Mädchen war," beendete Elisabeth ihre abgebrochene Erklärung.

Madame Garvloit zeigte die lebhafteste, aufrichtigste Theilnahme; denn sie war ein Weib und hatte das Herz auf dem rechten Fleck, und sie merkte, diese Liebe berge einen Roman. Sie war zwar neugierig, doch verschob sie jede Frage auf eine passendere Gelegenheit. Aber Salve lud sie ein, im Hause nach Belieben zu kommen und zu gehen. Und nun kam auch Garvloit und zeigte sich freundlich, nur schien ihm, Salve sei wunderlich faul im Weggehen, denn es wurde spät und weit über seine gewöhnliche Schlafenszeit.

Elisabeth begleitete Salve auf den Gang hinab, es war, als sollte er nach Neu-Holland reisen und nicht am nächsten Tage wiederkommen. — —

In ihrem kleinen Häubchen und der kleidsamen holländischen Tracht stand sie mit erwartungsvoller, festlicher Miene im stillen Herbstmorgen da, an welchem der Nebel sich zu heben noch zögerte und Alles auf den Durchbruch der Sonne harrte.

Salve hatte schon um das Haus herumgespäht, ehe noch irgend ein Thor in der Straße offen war, und als die Beiden sich begrüßten, übergoß ein Schein überraschter Freude des Mädchens Gesicht.

Unter einem Vorwand verließ Madame Garvloit die Stube, und das Brautpaar blieb allein.

„Schau her, Elisabeth!" sagte er etwas feierlich. „Vor fünf Jahren war ich in Boston und da kaufte ich diese Ringe." Er nahm sie aus dem Papier und legte sie in ihre Hand. „Ich habe viel Sorge und Beschwerniß gehabt in dieser Zeit; aber aufgehoben habe ich sie doch, wie du siehst."

Sie fiel ihm plötzlich um den Hals und verbarg sich an seiner Brust, und als er sie betrachtete, merkte er, daß sie heftig bewegt war und weinte.

Uebrigens hatten sie nun genug an den Ringen und sie sprachen von ihnen. Dieselben waren glatt und massiv, und Elisabeth fand, dies seien die schönsten Ringe, die sie je gesehen. Sie probirte beide über einander auf dem Finger, hielt ihm die Hand hin, um sie ihm zu zeigen und sagte:

„Dies ist zum ersten Mal in meinem Leben, daß ich einen Ring habe!"

Sie sah einen Schatten über Salve's Antlitz fahren und wurde ein wenig roth; denn nun fühlte sie, was zu denken so nahe lag — daß der Marine-Officier es möglicherweise doch hätte erreichen können, ihr einen Ring an den Finger zu stecken.

Allein dieser Eindruck war vorübergehend. Der Selbsterhaltungstrieb der Liebe schob denselben bei Beiden zur Seite und begrub ihn unter dem Glück des Augenblicks.

Noch hatte Elisabeth nicht zu fragen gewagt, wann Salve wieder abreise, aber die Frage schwebte ihr wiederholt auf den Lippen. Sie wußte ja, daß sein Schiff in Pürmurende lag, und es konnte schon am nächsten Tage sein. Sie sagte nichts und wollte die Frage auf den Nachmittag verschieben, wenn er wieder kam. Doch als er wegging, überwand sie sich und fragte mit etwas unsicherer Stimme:

„Wann mußt du abreisen?"

„Dienstag Abend, Elisabeth! Mittwoch muß ich in Pürmurende sein, da hilft nichts!"

Welche Freude! Sie hatte fünf Tage gewonnen!

Dieselben schwanden in einem Rausch nur allzu bald!

Sonntag Nachmittags, nach dem Gottesdienste, war in Amsterdam ein Art Volksfest. In dem berühmten Rathhause — dem Sitze der Regierung in Hollands großen Tagen, als noch Ruyter's und Tromp's Kanonen draußen im Hafen donnerten und die feinen, geldstolzen Patrizier um den Rathstisch saßen und die Republik regierten — wurde das neue Bild des jungen niederländischen Helden Van Spyk ausgestellt, welcher 1830 im Kriege gegen Belgien sein Schiff in die Luft sprengte. Das Gemälde sollte feierlich enthüllt werden und seinen Platz an der Wand des Rathhauses unter den National-Reliquien Hollands einnehmen.

Die geschmückte Volksmasse ergoß sich in großen Strömen in alle Straßen und wogte wie ein Meer draußen auf dem Rathhausplatze, während eine rauschende Musik die Nationalhymne spielte: „Wien Neerlands bloed door de aders vloeit."

Auf allen Gesichtern stand zu lesen, daß ein Sturm von Vaterlandsgefühl durch die Luft sauste.

(Fortsetzung folgt.)

### Verunglückte Schatzsucher.

Der frühere Richter A. J. Davidson von San Francisco, der jedoch gegenwärtig in New York wohnt, kam vor etwa einem halben Jahre nach Washington und erzählte dort einigen Herren, die mit ihm zu Mittag speisten, eine romantische Geschichte. Seinen Angaben zufolge hatte er sich in San Francisco eines kranken, hilflosen Matrosen angenommen und denselben gepflegt, bis der Kranke starb. Aus Dankbarkeit für seinen Wohlthäter theilte der Matrose vor seinem Ende dem Richter im tiefsten Vertrauen mit, daß auf einer Insel in der Nähe der Küste von Honduras am mericanischen Meerbusen ein großer Schatz vergraben liege, der zu jeder Zeit gehoben werden könne. Er — der Matrose — habe früher einmal auf einem Piratenschiff gedient. Das Schiff sei verfolgt worden, und sein Capitain habe den Beschluß gefaßt, seine gesammten Schätze, 36 Fässer mit spanischen Dublonen, auf einer Sandbank in der Nähe der Küste zu vergraben. Der Schatz ruhe noch auf der alten Stelle, und könne jeder Zeit gehoben werden, doch sei ein derartiges Unternehmen natürlich mit großen Geldkosten verknüpft. Er — der Matrose — sei zu arm gewesen, um den Schatz selber zu heben, er wolle aber aus Dankbarkeit seinem Wohlthäter genau den Lagerplatz der spanischen Goldfässer bezeichnen. Der Mann hielt Wort, und der Richter machte sich genaue Aufzeichnungen. Nach dem Tode des Matrosen reiste Davidson nach Honduras und fand auch ohne Mühe die ihm beschriebene Sandbank oder Insel, auch versuchte er nach dem Schatze zu graben, doch drang das Wasser stets so schnell aus dem Erdboden hervor, daß er gezwungen war, seinen Plan aufzugeben. Falls sich, so meinte der Richter, eine Gesellschaft bilde, um ihn mit Capital zu unterstützen und ihm bei der Hebung des Schatzes zu helfen, dann würde er sich gerne dazu verstehen, mit seinen Gefährten die gefundene Beute zu theilen.

Seine Zuhörer waren von der Idee förmlich begeistert, und bald war eine Gesellschaft gegründet, welche die Nachforschung nach den spanischen Golddublonen betreiben sollte. Unter ihren Mitgliedern befanden sich die Congreßmitglieder Truman A. Merriman, Timothy J. Campbell von New York und J. Floyd King von Louisiana, ferner der frühere Quarantaine-Commissär Platt, die Advokaten Charles A. Beardsley und Alfred A. Horne von New York und Prof. Barker von Washington. Ein Capital von $10,000 wurde aufgebracht — der Ex-Commissär Platt lieferte dazu den größten Beitrag — und die Jacht „Maria" wurde im New Yorker Hafen ausgerüstet, um sich mit einer ausreichenden Mannschaft nach dem fernen Honduras zu begeben.

Zum Führer der Expedition wurde Herr John B. Peck engagirt, der früher Vorstehender eines politischen Zeitungsbureaus und Specialagent des Schatzamts gewesen war. Von der Schiffahrt verstand er blutwenig, aber er war ja früher ein Beamter des Schatzdepartements gewesen und wußte jedenfalls gut genug mit Geld umzugehen. Es werde ihm, so dachten die Unternehmer, ein Leichtes sein, den spanischen Schatz zu finden. Ein richtiger Amerikaner, wie Herr Peck, könne überhaupt Alles. Warum sollte er denn auch nicht eine armselige Jacht bis an die Küste von Honduras bringen können?

Außer mehreren anderen Herren verstand sich auch Herr Davidson, der menschenfreundliche Ex-Richter und Urheber des ganzen Planes, dazu, die Expedition nach dem Goldlande zu begleiten. Anfangs ging Alles gut. Das Schiff hatte guten Fahrwind, bis es in die Nähe der Bahama-Inseln gelangte. Hier indessen gerieth es in Folge der schlechten Leitung auf eine Sandbank in der Nähe einer der Bahama-Inseln, und es mußte die Hilfe der Eingeborenen in Anspruch genommen werden, um die „Maria" wieder flott zu machen. Das Schiff gelangte endlich nach Jamaica, doch hatten einige Theilnehmer an der Expedition, darunter der Ex-Richter Davidson und seine Freunde Beardsley und Horne, unterdessen die Geschichte so satt bekommen, daß sie den Beschluß faßten, von Jamaica aus mit dem nächsten Dampfer wieder nach New York zurückzukehren und die ganze Expedition ihrem Schicksale zu überlassen. Das war ein harter Schlag, da Davidson der einzige Mensch an Bord war, der „genau" wußte, wo man den Schatz finden könne, aber „Capitain" Peck ließ sich durch eine solche Kleinigkeit nicht abschrecken. Er wollte und mußte den Schatz finden, ganz egal, ob Herr Davidson dabei war, oder nicht.

Von Jamaica aus ging es weiter in die blaue See hinaus. Es wurden zahlreiche Inseln Westindiens besucht, aber mit der Fahrt nach Honduras ging es merkwürdigerweise sehr langsam voran. Nach langer Zeit landete das Schiff an der Insel Key West, welche jedenfalls nicht im dieecten Fahrwasser nach den Goldbublonen lag. Dort ruhten sich die Seefahrer eine lange Weile aus und faßten endlich den festen Beschluß, es mit der Geschichte in Honduras ernst zu nehmen.

Die Jacht stach wieder in die See und gelangte nach manchen Hindernissen an die Küste von Honduras, an welcher die geheimnißvollen Goldschätze vergraben sein sollten. Der Anblick, der sich den Seefahrern bei der Erreichung ihres Reiseziels darbot, war keineswegs einladend. Die ganze Gegend schien nichts weiter hervorzubringen, als Haifische, Mahagonyholz und Mosquitos. Indessen gab es auch hier und da einige Cocosnuß-Palmen mit reifen Früchten, und die See lieferte außer den Haien auch noch andere, wirklich genießbare Fische.

Die Cocosnüsse und die Fische waren die einzige Rettung der Mannschaft des Schiffes. Hätten sie diese nicht gehabt, dann hätten sie schmählich verhungern müssen. Sie begaben sich sofort an die Arbeit und suchten nach den vergrabenen Schätzen, hatten aber keinen Erfolg. Nach langen Mühen verloren die Schatzsucher ihren ganzen Muth. Nur ihr „Capitain" behielt den Kopf noch aufrecht; die Uebrigen wandten sich an den amerikanischen Consul in Belize und baten ihn, sie wieder nach Hause zu schicken. An Bord des Schiffes könnten sie nicht länger bleiben, und sie seien vollständig mittellos. Dies geschah vor etwa drei Wochen. Wie es heißt, ist der Consul auf das Gesuch der unglücklichen Schatzsucher wirklich eingegangen, und dieselben werden in Folge dessen wahrscheinlich bald wieder in New York anlangen.

Besonders traurig bei dieser wahren Geschichte ist der Umstand, daß durch diese abenteuerliche Expedition eine ganze Familie in New York nahezu dem Untergange geweiht worden ist. Der Arbeiter James Macdonald, ein fleißiger, nüchterner Mann, hatte sich bereden lassen, auf der „Maria" Dienste als Stewart zu nehmen. Man hatte ihm einen guten Lohn, einen Theil an dem Gewinn und gewissenhafte Fürsorge für seine Familie während seiner Abwesenheit versprochen. Die Frau bekam indessen keine Unterstützung, ihre Kinder wurden krank, und das Lieblingskind Macdonalds starb. Mitleidige Nachbarn mußten die Familie unterstützen, um sie vor dem Hungertode zu bewahren. Der arme „Stewart" wird bei seiner Heimkunft nur Jammer und Elend finden.

— Man schreibt aus Bern, 5. April: Aus dem Canton Graubünden und dem Canton Wallis hören die Berichte über Lawinenstürze nicht auf. Von Antiglio bis Rossa stürzten allein 19 Lawinen, wovon 18 die Straße verschütteten. Am Charfreitag früh 4 Uhr ging eine bei Rossa zu Thal, welche 300m lang und 30m hoch ist. Zwischen Antiglio und Arvigo wurde vom Tauwasser die Straße weggerissen. Bei Selma ebenfalls großer Schaden und auf dem Splügenberg wurden die drei Weger verschüttet, von welchen zwei den Tod fanden. In Oberengadin ist seit Mittwoch voriger Woche mit Puschlav und Bergell aller Verkehr unterbrochen. Keine Post, keine Briefe, nicht einmal der Telegraph bringt Berichte aus dem Süden. Im Canton Wallis wurde bei Isella die über den Simplon nach Italien fahrende Post von einer Lawine erreicht, infolge dessen der Postillon und zwei Passagiere schwer verletzt wurden. Unterhalb Simplon ist das Doveria-Thal ein Lawinenfeld. An einigen Stellen ist der dort fließende Fluß gehemmt und bildet einen tiefen See. Während die Rhone-Ebene zu grünen beginnt, liegt das tiefere Ossola-Thal unter einer 20cm dicken Schneedecke, was seit Menschengedenken dort nicht der Fall war.

— Man schreibt aus Wiesbaden, 26. März: Eine elegante junge Dame von bestechender Schönheit, die angebliche Schauspielerin Juliane Gries aus Barmen, stand heute vor den Schranken der Strafkammer des hiesigen königlichen Landgerichts. Die Dame hat trotz ihrer Jugend — sie zählt 23 Jahre — bereits zwei Jahre in einer Besserungsanstalt in der Schweiz zugebracht, nachdem sie vorher in Frankfurt wegen Führung eines falschen Namens, Urkundenfälschung, vollendeten Betrugs in acht Fällen und Betrugsversuches in zwei Fällen mit 7 Monaten Gefängniß, in Stuttgart wegen vollendeten Betrugs in zwei Fällen zu 8 Monaten Gefängniß bestraft worden war. Hier lautete die Anklage ebenfalls auf Betrug und Betrugsversuch, außerdem hat sich aber die unternehmende Kunstjüngerin noch demnächst vor den Landgerichten in Coblenz, Hannover und Bremen zu verantworten, wo ebenfalls Untersuchungen gegen sie eröffnet sind. Im Oktober v. J. erschien die Angeklagte bei einem hiesigen Hofconditor, dem sie sich als Schauspielerin bezw. Opernsängerin vorstellte. Sie gab an, sie sei die Ehefrau eines Dr. Jacoby in Königsberg, werde im hiesigen königlichen Theater in den nächsten Tagen als „Jüdin" auftreten und hoffe an Stelle der jetzigen Primadonna, die nach Wien gehe, engagirt zu werden. Nun sei sie aber in Königsberg contractbrüchig geworden, und deshalb mit 5000 Mark Conventionalstrafe belegt. Auf ihr Gesuch habe man allerdings diese Strafe auf 2000 Mark herabgesetzt, aber diese müsse sie jetzt zahlen, ehe sie zu einem Gastspiele hier zugelassen werde. 1000 Mark müsse sie sofort absenden, hierzu fehlten ihr aber noch 200 Mark, sie bitte deshalb, ihr für einige Tage 120 Mark vorzuschießen, die übrigen 80 Mark habe ihr bereits ein anderer hiesiger Kunstfreund zugesagt. Die 120 Mark wurden denn auch verabfolgt, der andere Kunstfreund aber, bei dem die holde Schöne dieselben Vorspiegelungen machte — in Wirklichkeit war von einem Gastspiele am hiesigen königlichen Theater gar keine Rede — ging nicht auf den Leim. Natürlich erhielt der freundliche Hofconditor sein Geld nicht zurück, die Sache kam zur Kenntniß der Staatsanwaltschaft, die nun gegen die Schwindlerin Anklage wegen Betrugs und Betrugsversuchs erhob. Das Urtheil, das der Gerichtshof fällte, lautete auf 1 Jahr 6 Monate Gefängniß. Die Angeklagte war völlig geständig, weinend bemerkte sie, sie könne zu ihrer Vertheidigung nichts sagen: „Es ist wie ein Fieber, das mich ergreift, dann muß ich so was thun."

— In Odessa sind, wie man der „Daily News" meldet, jüngst 260 russische Verbrecher eingetroffen, um mit dem Dampfer „Nishni Nowgorod" nach der Insel Sachalin befördert zu werden. Unter diesen Verbrechern befindet sich ein Fürst Nikolai Witschwanow, wegen Ermordung seiner Schwester zu Zuchthaus verurtheilt; ein Fürst Dmitri Assationi wegen Mordes zu 6 Jahren Zuchthaus verdammt; ein Fürst Nischeradsi, ebenfalls 6 Jahre wegen Straßenraubes; zwei adlige Brüder Gagoritschwick desselben Verbrechens wegen zu 25 Jahren Zuchthaus verurtheilt; der donische Kosakenkapitän Kircakow, 8 Jahre wegen Brandstiftung und Raub. Die Hauptfigur ist jedoch der persische Prinz Gamjun Mirza, 20 Jahre wegen Ermordung seines älteren Bruders, dessen Vermögen (5 Mill. R.) der Mörder zu erhalten hoffte. Außer diesen befinden sich in der Gesellschaft noch 23 Mörder, von denen einer einen doppelten, und ein anderer einen dreifachen Mord verübt hat. In einigen Fällen sind außer der Zuchthausstrafe noch eine gewisse Anzahl Knutenhiebe dekretirt. Der Sohn eines orthodoxen Priesters, welcher den Rektor seines Seminars ermordet hat, wird mit 20 Jahren bestraft, während ein Anderer, welcher seinen Stiefsohn ermordet hat, mit 3½ Jahren davonkommt.

— Aus Thüringen, 2. April, schreibt man der „K. Z.": Man ist gewohnt, aus dem Fürstenthum Reuß älterer Linie seltsame Dinge zu vernehmen; was aber gegenwärtig wieder aus Greiz verlautet, dürfte zu den Absonderlichsten gehören, was seit den Zeiten der hochseligen Fürstin Karoline sich ereignet hat. Die Greizer Bürgerschaft hat eine ansehnliche Summe zur Errichtung eines Denkmals für Kaiser Wilhelm gesammelt, aber der Fürst will, wie behauptet wird, „keinen Fuß breit" Greizer Erde dazu hergeben und auch nicht gestatten, daß das Denkmal auf dem Markte zu Greiz Aufstellung finde. Man könnte diesen abschlägigen Bescheid freilich aus den beschränkten Raumverhältnissen des Fürstenthums Reuß a. L. ableiten, indessen hat schließlich ein wohlgesinnter Bürger dem Denkmalsausschusse seinen Park zur Verfügung gestellt und so die Frage der Lösung entgegengeführt.

— Die preußische Königskrone, welche beim Begräbniß Kaiser Wilhelm's dem Leichenwagen vorangetragen wurde, stammt von König Friedrich I. Die Krone hat, allen heraldischen Regeln zuwider, ein Sammetfutter; Königskronen sollen nämlich nach der heraldischen Symbolik nicht gefüttert sein. Aus diesem Zwiespalt zwischen Wirklichkeit und Theorie entwickeln sich mannigfache Irrungen. So zeichnete der als Autorität bekannte heraldische Zeichner Professor Hildebrandt für einen Kriegerverein eine Fahne, und natürlich mit der heraldisch richtigen Königskrone ohne Futter. Der Dezernent im Ministerium des Innern aber beanstandete den eingereichten Entwurf, weil die preußische Königskrone ein Futter habe. Uebrigens kann die Krone von 1710 heutzutage Niemand aufsetzen. Da dieselbe für eine Allongenperrücke gemacht ist, so ist sie zu weit. Kaiser Wilhelm ließ sich deshalb für seine Krönung im Jahre 1861 eine neue Krone anfertigen. Als der Hof-Juwelier dieselbe ablieferte und bat, der König möge dieselbe einmal aufprobiren, lehnte dieser das Ansuchen mit der Begründung ab, daß er die Krone, welche er sich feierlich auf das Haupt setzen wolle, nicht probeweise aufsetzen könne.

### Gedichte eines Kleinstädters.

Lob der Kleinstadt.

Wie fließt doch in einer kleinen Stadt
So klar und offen das Leben:
Mau weiß, was ein Jeder ist und hat —
Was kann es Schöneres geben?

Man lebt mit der ganzen Bürgerschaft wie
In einer großen Familie —
Man weiß: Die kochen heut' Sellerie
Und Jene Petersilie.

Man kennt die Freuden von aller Welt
Und ihre Schmerzen und Sorgen;
Man weiß, der Baumeister hat kein Geld
Und der Amtsrichter will ihm kein's borgen.

Da ist der Bürgermeister! Man schaut
Ihn täglich, man kennt ihn auf's Beste:
Seine Alltagshose ist uns vertraut
Und seine Sonntagsweste.

Man kennt die Stunde, da seine Frau
Ihn pflegt aus der Kneipe zu treiben,
Und wenn er redet, so weiß man genau,
Wo er wird stecken bleiben.

Man weiß, wie oft er zum Wohle der Stadt
Mit den Stadträthen geschlafen,
Und was er im Scatspiel gewonnen hat
Wenn sie sich wachend trafen.

Auch diese Räthe zählt jedes Kind
Seit Jahren zu seiner Bekanntschaft;
Man weiß, wer die größten Esel sind
Und kennt ihre werthe Verwandtschaft.

Man kennt die Handschuhnummer auf's Daus
Von Pastor Müller's Mariechen
Und den Zeitpunkt, wann die Frau Doctor Claus
Das vierzehnte wird kriegen.

Man weiß von jeder Stunde Bescheid:
Wann die Schulzen die Hemden bügelt
Und wann der Bahnhofinspector Veit
Am liebsten die Gattin prügelt.

Man weiß, wann der Schneidermeister Fips
Frühmorgens den Lehrjungen schindet
Und wann man den Polizeidiener Swips
Im Straßengraben findet.

Man weiß, wann er sich betrunken hat
Und wann er zur Ruh' sich begeben —
Es ist in solch einer kleinen Stadt
Fürwahr eine Lust zu leben!

G. Bötticher.

— Billig und nicht schlecht. Ungar: Main lieber Mister Sturmboch, dorf ich Ihnen bitten, mir dos Packet do zu abrefsiren. Es ist ain Bild für maine Gemohlin in Kecskemét! — Sturmbach: Lassen Sie's doch 'mal anschau'n! (Nachdem der Ungar das Bild entrollt hat): Das ist doch die Lithographie eines Abgeordneten von der letzten Wahlzeit? — Ungar: Waiß ich — ober seit ich hob obrasiren gelossen mein Bort, seh' ich dem Herrn sehr stork ähnlich. Worum soll ich also Geld für Photographie hinauswerfen, wonn ich hob dos Bild in ainer Wirthschaft umsonst gekriegt?

— So oder so. Principal nach vorgenommener Bücherbesichtigung zu seinem Buchhalter: „Sie sind doch unverbesserlich. Immer geben Sie mir Veranlassung zum Aerger. Voriges Mal hatten Sie ein haarsträubendes Versehen gemacht." — Buchhalter: „Aber diesmal ist doch Alles in Ordnung." — Principal: „Das ist es ja gerade, was mich ärgert! Sehen Sie denn nicht ein, daß die Prüfung darum überflüssig war, daß ich also meine kostbare Zeit vergeudet habe!"

— Passende Erklärung. Richter: „Können Sie Ihre Aussage beschwören?" — Bauer: „Ja freil'i!" — Richter: „Besinnen Sie sich vorerst; wissen Sie auch, was ein Eidschwur ist?" — (Bauer stutzt.) — Richter: „Sie werden doch nicht schwören, ohne zu wissen, was ein Eid zu bedeuten hat? Was ist denn ein Eid?" — Bauer: „Ein Eid is.... na.... wann ich halt falsch schwör', werd' ich eing'sperrt!"

— Kasernen - Stylperlen. Unterofficier: Wenn ick commandire: Stillgestanden! denn darf in die janze Corporalschaft keene Uhr weiterjehen. — Unterofficier: Wenn ick sage, det mir die Jeschichte Wurscht is, so meene ick damit nicht die Wurscht, Müller, die Sie vorjestern jeschickt jekriegt un alleene verzehrt haben!

— Malitiös. „Nun, wie gefällt Ihnen die Gräfin, Herr Rittmeister?" — „Offen gestanden, ich bin etwas enttäuscht; man sagt, sie sei geistreich — ich habe vorhin eine halbe Stunde mit ihr gesprochen und sie hat den Mund nicht aufgethan!" — „Da irren Sie, Herr Rittmeister, sie hat wenigstens sechs bis acht Mal gegähnt!"

— Größte Vertraulichkeit. „Freund, gratulire mir, über vierzehn Tage mache ich Hochzeit mit Frau von Karlsberg!" — „Oho! Du erst noch so niedergeschlagen, mit einem Mal so siegesgewiß! Hast Du denn so sichere Gunstbeweise?" — „Na und ob: sie hat mir ihren Taufschein gezeigt!"

— Mißliche Uebereinstimmung. Pfarrer: „Meine lieben Leute, Ihr müßt Euch halt vertragen; Eines muß dem Andern immer nachgeben!" — Bäuerin: „Ha, Hochwürden, i gib ja eh immer nach, aber er.... er will nie nachgeben, und dadrüber gift i mi so viel, daß i nacha a net nachgib!"

— Höhere Bildung. (Die Frau Räthin will ein Zimmermädchen engagiren.) „Können Sie denn nähen?" — „O ja!" — Auch sonst bei allen Handarbeiten helfen?" — „Ach ja, das kann ich Alles recht gut!" — „Und kochen können Sie auch?" — „Na natürlich, — ich soll Koch'n nich kennen, der die Bazillen erfunden hat!"

— Aus der Instructionsstunde. „Zu was dient der Train im Felde, Rekrut Huber?" „Die müssen uns das Brod nachfahren." „Wohl auch.... aber was denn noch?" „Und das Fleisch." „Nun, das ist doch nicht die Hauptsache! Was denn noch? Was ist die Hauptsache?" „Und a' Bier aa'!"

— Herabgemindert. Commis (zu einer jungen Dame, welche etwas kauft). Ach, wenn Sie mir nur einmal einen freundlichen Blick schenken möchten! (Da die Dame sich entrüstet abwendet.) Es ist ja nicht nöthig, daß Sie es gleich thun, ich meine nur, mal so im Vorbeigehen.

— Ein boshafter Hund. A: „Warum nehmen Sie denn gar nimmer Ihren Hund mit auf die Jagd? B: „Ja wissen S', der schaut mich immer so vorwurfsvoll an, wenn ich 'was fehlen thu'!"

— Aus dem Hundepark. Herr: Ich wünsche einen ferm dressirten Hund. — Besitzer: Wünschen Sie ihn auf den Mann dressirt? — Herr: Nein, nur auf Schwiegermütter.

— Renommage. Bauer (in der Wirthsstube): „.. Der Haselbauer? Was will denn der arme Hascher? I' hab' ja mehr Mist in meiner Prunkstub'n, wie der auf all' seine Acker!"

— Durchschaute Galanterie. „Gnädige Frau, Sie sehen heute in der That bezaubernd aus!" „Sehr schmeichelhaft — aber meine Tochter ist schon verheirathet!"

— Gedankensplitter. Viele Damen werden nur deshalb mit Blumen verglichen, weil es — nette Pflänzchen sind.

— Die entscheidende Frage. Baron: Helma, Millionen würde ich opfern, um Ihre Liebe zu erringen. Die Dame: Zahlen Sie per Kasse?